

Warten - worauf? : Versuch eines Vorworts auf das Jahr 2000

Autor(en): **Bloch, Peter André**

Objektyp: **Preface**

Zeitschrift: **Oltner Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **58 (2000)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Warten – worauf?

Versuch eines Vorworts auf das Jahr 2000

Im Namen der «Oltner Neujaarsblätter» habe ich Silja Walter gebeten, uns zum Jahrtausendwechsel einige Gedanken zu formulieren. Die 80-jährige, in Olten und Rickenbach aufgewachsene Lyrikerin, die seit Jahren im Kloster Fahr lebt, hat uns mit dem Gedicht «Advent» geantwortet. Nach der Darstellung des unfassbar-lärmigen Weltentrubels, wechselhaft-vergänglicher Erscheinungen und rätselhafter Nebelbilder entwirft sie die Perspektive des die Stille suchenden Menschen, der in einsamer Konzentration singend auf die Ankunft des Herrn wartet, um sich in ihm sehend zu finden, wissend, dass hinter allen Erscheinungen vegetativer, kreatürlicher und atmosphärischer Art eine ewige Wahrheit aufscheint für den, der des wesentlichen Sehens mächtig ist. So dachten bereits die Schüler von Sokrates, Platon und Aristoteles, so predigte Jesus, und so sehen es grosse Mystiker christlicher, jüdischer, buddhistischer oder muslimischer Herkunft. «Die wilden Enten» schreien «wie irr», weil sie spüren, dass sie von grösseren Dingen abhängig sind, von etwas ihnen Unbekanntem, das sie fürchten. Silja Walter wählt den Weg der Kontemplation und des sprachlichen Bewusstseins, auf der Suche nach diesem andern, das sie Du nennt, in dem sie das Göttliche erwartet, allenfalls einen Menschen, in dem sich das Göttliche zeigt, als Erfüllung aller Erwartungen, als ihre eigentliche Identität, im Einklang mit ihren Vorstellungen und Wünschen, Idealen und Werten. Ich denke, es gibt auf die Frage nach den sinngebenden Werten so viele Antworten wie einzelne Individuen. Jeder Mensch sehnt sich nach Befriedigung, nach sinnvoller Erfüllung. Auf der Schwelle zum neuen Jahrtausend stellt sich die Frage nach dem Lebenssinn aber irgendwie schärfer, provokanter, absoluter als sonst. Zwischen Abschluss und Aufbruch sieht man sich plötzlich im Ablauf einer langen Kette von Ge-

nerationen, zieht Bilanz, fragt nach dem Wohin, nach dem Wozu, fürchtet sich vor dem weiten Feld, das sich vor einem auftut. Man merkt unvermittelt, dass einem der Blick irgendwie verstellt ist, dass man selber in zeitlichen und gedanklichen Grenzen lebt. Was tun? Silja Walter entschliesst sich fürs singende Warten; fühlt sich irgendwie den tanzend-leuchtenden Papageienkapseln verwandt, merkt, dass die absolute Erkenntnis den Menschen verspermt ist. Deshalb zieht sie sich in ihren Garten zurück: in ihre Gedanken, ihre Träume und ihre Schöpferkraft. Im Gegensatz zu Silja Walter möchte Adrian Wettstein, der sich als Maturand mit ihrem Gedicht auseinandergesetzt hat, als junger Mensch nicht passiv warten, sondern sich in die Welt verströmen, um dort sein Ich, seinen Lebenssinn zu finden: «Ich bin gespannt auf die Welt, welche ich aus mir heraus erschaffen kann, und eigentlich warte ich nicht nur darauf, sondern suche sie auch aktiv.»

Muss man in diesem Konflikt nicht unwillkürlich auch an den Sonnengesang von Franz von Assisi denken, in welchem sich die Welt als Garten Gottes versteht, wo uns die Schwester Sonne «den Tag schenkt durch ihr Licht»? Bringt sie nicht – wie Bruder Mond und die Sterne, Wind und Luft, Wolken und Wetter, heiter und trüb – allen Geschöpfen Gedeihen und Verderben, wie das Feuer und die Erde, «die uns ernährt und erhält, vielfältige Frucht uns trägt und bunte Blumen und Kräuter»? Ganz selbstverständlich trägt sie auch den Bruder Tod in sich, um im dauernden Wechsel das Ziel der sich entwickelnden Schöpfung zu vollziehen. Franz von Assisi wusste sich eins mit Gott als seinem Lebenssinn, richtete sein Leben konsequent auf diese Grunderkenntnis aus, trennte sich von allem Besitz, weil er nur so, in vollkommener Armut, an allem unteilbar teilhaben konnte.

Im Zeitalter des Zweifels und der Ideologiekritik haben wir uns in der Moderne von festen Positionen gelöst und schwimmen in der Flut vieler Möglichkeiten und Freiheiten, die uns über Grenzen und Beschränkungen hinwegsehen lassen, um dahinter wieder neue Probleme aufzudecken. In dieser steten Herausforderung ist es wichtig, nicht klein beizugeben und trotz aller Erkenntnisprobleme den Stolz des schöpferischen Selbstbewusstseins nicht zu verlieren, der nur im Verzicht auf Einsichtigkeit und allzu einfachen Lösungen besteht. Wir sind aufgerufen zum differenziert-behutsamen Versuch, uns selber zu setzen, ohne andern zu schaden, im gemeinsamen Dienst am Ganzen. Vielleicht zeigt sich gerade an der Jahrtausendschwelle die menschlichste aller Wahrheiten besonders deutlich, dass das verheissene Glück nicht nur meines, sondern auch das meines Nächsten ist, meiner Nachbarn, mit denen ich es teilen soll, weil sie – mit mir – hoffen, sich ihres Lebens zu erfreuen, im Lichte von Schwester Sonne und im Schatten von Bruder Zweifel, so einfach, wie nur Goethe es zu sagen verstand, in schlichten Worten der Weisheit: «Wie es auch ist, das Leben, es ist gut.»

Ich hoffe für uns alle im kommenden Jahrtausend, dass wir alles, was wir tun, auch wissend tun: im Vertrauen auf unsere schöpferische Denkkraft, aber auch in Mitverantwortung für den Nächsten: für die jetzigen und die kommenden Generationen. Warten also – worauf? Dass sich eine einsichtige, fortschrittsgläubige Vernünftigkeit durchsetze auf dem Weg aller Menschen zu politischer Mündigkeit, in Überwindung beengender Ideologien und einschränkender Egoismen, mit dem gemeinsamen Ziel einer sozialen Gerechtigkeit und kulturellen wie wirtschaftlichen Selbständigkeit, die auf menschlicher Mitverantwortung und freiem Denkvermögen beruht.